

Prof. Dr. Klaus Ring
Stiftung Lesen

Expertengespräch am 8. 3. 2004:
Fragen zur kulturellen Bildung

Wenn im Folgenden von *kultureller Bildung* die Rede ist, übersetzen wir dies aus der Perspektive der Leseförderung mit *Förderung der Kulturtechnik Lesen und der Sprachbeherrschung als Voraussetzung der Teilhabe am kulturellen Leben*.

1. Kulturelle Bildung und ästhetische Erziehung sind eine Grundvoraussetzung für die Teilhabe jedes Einzelnen am gesellschaftlichen Leben und für Deutschland als Kulturnation und Kulturstandort.. Wie zuletzt die PISA-Studie gezeigt hat, ist Lesekompetenz die notwendige Voraussetzung für Bildung und Wissenserwerb generell. Von daher ist auch kulturelle Bildung ohne Lesekompetenz nicht denkbar. Die ästhetische Erziehung steht in besonders engem Verhältnis zu Lesefreude und Lesekompetenz. Literarische Bildung erwirbt man über kontinuierliche Bildungsprozesse - von der Kindheit mit Lesevorbildern im Elternhaus über eigene Leserfahrungen in der Adoleszenz und darüber hinaus bis ins hohe Alter. Positive Leserfahrungen, eine gut entwickelte Lesekompetenz und literarisch-ästhetische Erziehung gehören zu den wichtigsten Voraussetzungen für die Teilhabe an kultureller Bildung
2. Zur kulturellen Grundversorgung aus der Perspektive der Leseförderung gehört vor allem die bibliothekarische Grundversorgung der Bevölkerung. Hier ist die aktuelle Lage kaum zufriedenstellend. Einige Kommunen beschneiden die Bibliotheksetats oder schließen Ausleihstellen ihrer Bibliotheken mit dem Argument der leeren Kassen. Wenn diese Entwicklung anhält, schneidet man die Bevölkerung von einer wesentlichen Lebensader kultureller Bildung ab, traditionsbezogener wie aktueller. Ebenso beklagenswert ist die absolut unzureichende Ausstattung der Schulen mit Schulbibliotheken. Während z. B. Österreich in den vergangenen Jahren große – und erfolgreiche – Anstrengungen in der besseren Ausstattung der Schulen mit Bibliotheken gemacht hat, ist in Deutschland die Lage eher desolat; maximal 20 % unserer Schulen verfügen heute über eine Schulbibliothek. Zu fordern ist in diesem Zusammenhang auch eine verbesserte Ausstattung der Kindergärten mit Büchern und entsprechender Fortbildung der Erzieherinnen.
3. Bildungs- und Kultureinrichtungen sollten generell besser vernetzt sein. Was die Bibliotheken betrifft, so ist das ursprüngliche Konzept von Frankfurt/M. ein positives Beispiel, wo Stadtteilbibliotheken grundsätzlich in Schulen eingerichtet wurden und somit die gemeinsame Nutzung der Bibliothek durch Schüler und Bevölkerung ermöglicht wird.
4. Die Teilhabemöglichkeit von Kindern und Jugendlichen an kulturellen Angeboten ist in den einzelnen Kultursparten ungleichmäßig verteilt. So haben beispielsweise viele Theater in jüngerer Zeit große Anstrengungen unternommen, für Kinder und Jugendliche attraktiv zu sein. Was die jugendliche Lesekultur betrifft, so ziehen die Verlage seit einigen Jahren die Konsequenz aus der Tatsache, dass Jugendliche heute schon ab 12 bis 14 Jahren nicht mehr mit „Jugendbüchern“, sondern als junge Erwachsene angesprochen werden wollen. Die Leseförderung hat sich auf die Akzeleration in der Weise eingestellt, dass Leseförderungsprojekte sich mehr und mehr an der Informationsumwelt der Erwachsenen orientieren, in die die Jugendlichen längst hineingewachsen sind.

5. Aus der Sicht der Leseförderung ist eine ausreichende, aktuelle Ausstattung aller Bildungs- und Kultureinrichtungen mit Büchern und Bibliotheken das A und O. Sie sind das permanent präsente Arbeits- und Bildungsmittel, das überall gebraucht wird. Gerade die Ausstattung der Kindergärten mit Büchern lässt – wie die der Schulen – sehr zu wünschen übrig. Kinder haben dort oft keine Möglichkeit, auf Bücher zuzugreifen, wenn sie es möchten. Erzieher/innen sind häufig nicht ausreichend im richtigen Umgang mit Büchern im Kindergarten informiert und qualifiziert; vielen Eltern fehlt inzwischen der Zugang zu Büchern.
6. Entscheidungsträger ohne kulturelle Prägung dürfte es in einer Kulturnation gar nicht geben. Die Bildung des Menschen besteht nicht nur in der Vermittlung operativen Wissens, sondern mindestens im selben Maße in Persönlichkeitsbildung – und diese entwickelt sich weitgehend aus ästhetischer Erziehung. Die Pflege und Weiterentwicklung der Sprachkultur ist dabei unverzichtbare Voraussetzung. Nur wessen Sprache im Vorschulalter gut entwickelt wurde, wird später Zugang zu Wissen und Kultur (auch Kultur der „anderen“) gewinnen und Empathie entwickeln.
7. Das lebenslange Lernen wird seit Jahrzehnten gefordert, ist aber bis heute nur insoweit gängige Praxis, als Menschen sich aus eigenen Stücken weiterbilden oder die Anforderungen des Berufs eine Weiterbildung erfordert. Das lebenslange Lernen ist aber bis heute in keiner Weise institutionalisiert. Die gesetzlich verankerte Möglichkeit des Bildungsurlaubs wird nur selten praktiziert – meist, weil ein vorübergehendes Ausscheiden aus der Berufstätigkeit umso größere Schwierigkeiten macht, je qualifizierter der Beruf ist. Eine Möglichkeit, im Laufe des Berufslebens für eine längere Weiterbildungsphase aus dem Beruf auszuschneiden, besteht normalerweise nicht. Weiterbildung im Sinne des lebenslangen Lernen beschränkt sich deshalb weitgehend auf die Teilnahme an den Angeboten der Erwachsenenbildung.
8. Wünschenswert wäre vor allem die stärkere Kooperation von Kindergärten und Schulen mit den öffentlichen Bibliotheken. Dabei sind auch die Kirchen beteiligt, denn ein bedeutender Teil des Bibliothekswesens liegt in der Hand der Kirchen. Andere Medien sind im Angebot der Bibliotheken ohnehin vertreten. Die Einführung von Ganztagschulen zeigt eine gewisse Unsicherheit der Schulen, wie die zusätzliche Zeit in den Schulen sinnvoll genutzt werden soll. Hier sollten gezielt lesefördernde Angebote gemacht werden, bei denen Literatur und Lesen nicht als Ballast, sondern als eine Chance erlebt werden, sich neue Dimensionen des Lebens und Erlebens zu erschließen.
9. Nachdem das Fernsehen die früher ebenfalls wahrgenommene Aufgabe der Vermittlung von Bildung heute nur noch in Spezialprogrammen wie Arte, 3sat und Theaterkanal wahrnimmt, bleibt der kulturellen Bildung im wesentlichen die Funktion der kritischen Auseinandersetzung mit Medieninhalten. Diese wird in den Schulen als Medienkunde gelehrt, wobei außer den elektronischen Medien verstärkt auch die spezifischen Leistungen der Printmedien behandelt werden sollten. Hinzu tritt seit einigen Jahren das Internet. Computerspiele, aber zunehmend auch das Handy spielen vor allem in der jugendlichen Mediennutzung eine Rolle. Eine generelle Kritik an diesen Medien erscheint nicht angebracht. Wichtig ist die Art des Umgangs mit all diesen Medien. Hier gilt die Regel, dass gerade die elektronischen Medien ein gewisses Suchtpotential haben und deshalb von den Erziehungspersonen auf einen vernünftigen Medienumgang von Kindern und Jugend-

lichen zu achten ist. Bezüglich des stark texthaltigen Mediums Internet ist zu beachten, dass nur eine gut entwickelte Lesekompetenz eine produktive Internetnutzung ermöglicht.

10. Zur Entwicklung von Migrantenkulturen existiert in Deutschland wenig systematisches Wissen. Dieses fehlt z. B. ganz in Bezug auf die Lese- und Medienkompetenz von Migrantenkindern und – jugendlichen. Hier besteht dringlicher Forschungsbedarf, der insbesondere durch die Pisa-Studie nachdrücklich bestätigt wird.
11. Gelungen ist z.B. das österreichische Modell, wonach es inzwischen keine Schule mehr ohne Schulbibliothek gibt. Gelungen ist ferner das finnische Modell der Leseräume in den Schulen, in denen außer Büchern auch stets neue Zeitungen und Zeitschriften vorhanden sind. Diese Einrichtung ist nicht unwesentlich am Erfolg der finnischen Schüler bei PISA beteiligt.
12. Breitenförderung und Begabtenförderung schließen einander keineswegs aus, sondern ergänzen sich. Die aus der Breitenförderung hervorgehenden Begabten sollten dann individuell weiter gefördert werden.
13. Kognitive Lernfächer und kulturelle Bildung sollten gleichgewichtig gesehen werden. In den ersteren erwirbt man Wissen, in kultureller Bildung erwirbt man Bewertungs- und Beurteilungskriterien für das eigene und das Leben anderer sowie für die Relevanz des erworbenen Wissens. Die Hirnforschung geht heute davon aus, dass ein Erwerb von Wissen ohne gleichzeitige Bewertung desselben gar nicht möglich ist. Insofern ist gerade eine Wissensgesellschaft darauf angewiesen, dass mit zunehmendem Wissenserwerb die Entwicklung von Bewertungssystemen einhergeht.